

20]

Fus und Recht.

Roman von Fred B. Gardt.

Eine leichte Röte stieg Felix Winker in das Gesicht, aber er antwortete, die letzten Worte von Dr. Werner wie überhörend: „Wie gesagt, wir haben den unsauberen Patron sofort an die Luft gesetzt.“

„Sant Auto?“

„Nein, darüber schwebt noch ein Prozeß mit den Phantowerken. Wir hatten natürlich keine Ahnung von diesen Manipulationen, aber ich konnte es als Direktor der Gesellschaft nicht zugeben, ohne gerichtliche Nachprüfung dieses Wertobjekt der Gesellschaft ohne weiteres zu entziehen. Daher der Prozeß. Wir haben jedoch sofort diesen Papadopoulos durch unseren Rechtsbeistand sofort auffordern lassen, den Wert seiner Einlage in bar zu leisten und uns verpflichtet, für diesen Fall den Phantowerken das Automobil zurückzustellen.“

„Und der edle Grieche hat natürlich sofort bezahlt?“

„Leider, leider nicht.“

„So, so. Nun, das sind vielleicht Interna der Gesellschaft, die sich meiner Kritik entziehen. Ich möchte nur feststellen, daß die einzigen Varmittel der Gesellschaft die fünftausend Mark sind, beziehentlich waren, die Herr Fuchsler eingezahlt hat. Vorausgesetzt, daß das Auto nicht umgewechselt worden ist,“ fügte Dr. Werner hinzu und sah zwischen dem Rauch seiner Zigarette hindurch nach Felix Winker.

Die Röte auf dessen Gesicht wurde um ein Unbedeutendes stärker und er nahm das Augenglas aus dem linken Auge, doch antwortete auf diese Frage nichts, sondern sagte kühl und geschäftsmäßig, indem er sein Augenglas pakte: „Gerade weil unserer Gesellschaft bisher nennenswerte Varmittel nicht zur Verfügung standen, sondern andere Werte, haben wir die Absicht, Herrn Direktor Sieb in unsere Gesellschaft aufzunehmen.“ — Er war mit dem Putzen des Augenglases fertig und hatte seine Gleichmütigkeit wieder erlangt. „Vortrefflich!“ sagte Dr. Werner. „Und würden Sie mir nun noch die Auskunft geben, in welcher Weise Herr Direktor Sieb seine Einlage von sechzigtausend Mark leisten will.“ Denn Sie werden begreiflich finden, daß meine Klientin ein Interesse daran hat, genau zu wissen, wie die neue Gesellschaft fundiert ist, die ein verhältnismäßig so hohes Wertobjekt, wie das Haus in der Werderstraße, erwerben will. Und Sie sind sicherlich, meine Herren, auch über so unbedeutende Nebensächlichkeiten, wie eine Einlage zu leisten ist, vollständig im klaren.“

So schnell der kleine Mann bereit war, das Gespräch abzulenken oder durch nichts sagende Redensarten zu unterbrechen, so schweigsam wurde er jetzt, und sah zunächst wie hilflos nach Felix Winker hinüber.

„Bitte, Herr Direktor Sieb,“ sagte dieser, „wir brauchen vor Herrn Rechtsanwalt keine Geheimnisse zu haben. Geben Sie die gewünschte Auskunft.“

Der kleine Mann drückte hin und her: „Dreißigtausend in Shares der South Africa Gold Mines Victoria. Zwanzigtausend in Hypotheken.“

„Erste, zweite? Ich will nicht hoch hinaufgehen,“ unterbrach Dr. Werner.

„Gute, honette Hypotheken, prima Hypotheken.“ — Der kleine Mann wurde gänzlich verwirrt.

„Und?“

„Rehntausend Mark in bar.“

Dr. Werner hatte sich wieder in seinen Sessel zurückgelehnt, nahm einen Bleistift in die Hand und notierte Zahlen auf ein Blatt, dann stand er auf und sagte brüsk:

„Und nun, meine Herren, möchte ich die Unterredung abbrechen.“

„Wieso?“ Der kleine Mann war so erstaunt, daß er die Lippen noch so offen ließ, wie sie sich nach dem östigen o geformt hatten.

„Sie müssen mich für einen Kapitalefel halten, wenn Sie mir zutrauen, daß ich mit Ihrer Gesellschaft Geschäfte machen sollte, nach dem, was Sie mir über diese neueste Gründung erzählt haben und ich Ihnen nachgewiesen habe, wie gut ich über den Stand der alten Gesellschaft informiert bin. Und

dieser“ — er sah Felix Winker voll an — „South Africa-Hypotheken-Auto-Gesellschaft soll ich das letzte Wertobjekt meiner Klientin für ein Butterbrot aus der Hand geben?“

„Gestatten Sie . . .“

„Nein. Ich habe anderes zu tun, kein Wort mehr! Ich breche die Unterredung ab.“

Dr. Werner konnte seinen Zorn kaum noch mäßigen. Das mochte wohl auch Felix Winker fühlen und diesen Coup für gescheitert betrachten. Aber er wollte sich noch einen guten Rückzug schaffen, und sagte, indem er gleichfalls aufstand: „Ich bedauere, daß Sie dieser Transaktion nicht zustimmen, denn ich habe sie nur im Interesse meiner geschiedenen Frau vorgeschlagen. Ich fürchte nämlich, daß es mir mit dem besten Willen nicht immer möglich sein wird, regelmäßig die vereinbarte Rente zu zahlen und wollte meine geschiedene Frau durch die Gesellschaft für alle Fälle sicherstellen. Aber ich kann nicht mehr tun, als ich getan habe. Wenn Sie als ihr Beistand es ablehnen, tragen Sie auch die Verantwortung. — Kommen Sie, Sieb!“ Er schlug den kleinen Mann hart auf die Schulter, der noch sitzen geblieben war und nicht einsehen wollte, daß das Geschäft gescheitert war. — „Kommen Sie, Sie sehen doch, daß Herr Dr. Werner ablehnt.“

„So'n feines Geschäftchen!“ seufzte der kleine Mann, und erhob sich, indem er immer der Kopf hin- und herlegte und mit den Lippen schmakte — „Sie werden sich's noch überlegen, Herr Justizrat.“ Er sah von unten herauf zu Dr. Werner hin, halb vertraulich, halb wie ein Hund, der Schläge erwartet.

Doch Dr. Werner antwortete nicht und überfah auch die ausgestreckte Hand. Aber als Felix Winker den kleinen Mann zur Tür hinausgeschoben hatte, rief er ihn zurück und kam ihm einige Schritte entgegen: „Noch ein Wort zwischen uns beiden, Herr Winker. Ich habe bis jetzt gegen Sie nichts unternommen. Das kann sich von heute zu morgen ändern. Die minimale Zahlung von hundertfünfzig Mark im Monat können Sie unter allen Umständen und pünktlich zahlen. Und wenn Sie dies nicht tun, dann werde ich unmissverständlich gegen Sie vorgehen.“

„Soll das eine Drohung sein?“ Felix Winker sagte das sehr von oben herab.

Dr. Werner ließ sich nicht wieder zu einem heftigen Wort hinreißen, er antwortete ruhig: „Fassen Sie das auf, wie Sie wollen. Ich habe einen ausgeklagten Schuldtitel über 10 000 Mark in der Hand und werde davon Gebrauch machen bei der ersten Unregelmäßigkeit Ihrerseits.“ Dann trat er an seinen Schreibtisch zurück, und so entging ihm der haßerfüllte Blick, den ihm Felix Winker zuwarf.

Es blieb bei Dr. Werner ein unbestimmtes Gefühl der Unruhe zurück, nachdem sich der erste Merger über die neueste Dreistigkeit Felix Winkers gelegt hatte. Da er dessen Vorschlag keinerlei Ernst beilegte, und zudem seine Klientin nicht erst ängstigen wollte, so unterließ er es absichtlich, diese hiervon zu benachrichtigen. Doch zwei Tage später suchte ihn Frau Berta Winker mit verweinten Augen auf und reichte ihm einen Brief, dessen Schrift er sogleich als die von Felix Winker erkannte.

„Um Gotteswillen, Dr. Werner, kann er denn das?“ — Die Stimme der Frau war voll verhaltenem Schluchzen und ihr schmaler Mund zitterte hilflos.

„Lassen Sie mich zunächst den Brief lesen.“

Er nötigte die weinende Frau in einen Sessel und überflog den Brief. Der war am Tag nach der Unterredung geschrieben und hatte folgenden Wortlaut: „Liebe Berta! Du weißt, wie ich an Georg hänge und alles tun möchte, was in meinen Kräften steht, daß er eine möglichst gleichmäßige Erziehung erhält und einst besser gewappnet ins Leben tritt, als sein Vater. Ich habe nichts dagegen gehabt, daß Georg bei Dir blieb, solange er noch ein Kind war und der weiblichen Fürsorge bedurfte; aber jetzt, nachdem er in das achte Jahr tritt und das Gymnasium besuchen soll, kann ich mich meinen Pflichten dem Sohne gegenüber nicht länger entziehen, nur um Dir noch weiter entgegenzukommen. Das könnte ich später nicht vor mir verantworten. Deshalb habe ich mich entschlossen, Georg zu mir zu nehmen und seine Erziehung selbst zu überwachen. Deine pekuniären Verhältnisse sind so

unglücklich geworden, daß Dir Georgs Erziehung viele persönliche Opfer auferlegte, die ich Dir nach Kräften abnehmen möchte. Bei dieser Gelegenheit will ich Dich darauf aufmerksam machen, daß ich leider kaum noch hoffe, nennenswerte Summen aus der Liquidationsmasse für Dich zu retten, und wie Du weißt, ist diese nach unserem Auseinandergehungsvertrag das einzige Vermögensobjekt, aus dem ich die Kapitalien und die Rente für Dich herausarbeiten sollte. Leider stöße ich bei allen erforderlichen Operationen auf den Widerspruch Deines Rechtsbeistandes. Herr Rechtsanwalt Dr. Werner ist sicherlich ein hervorragender Jurist, der unzweifelhaft in besten Absichten sich Deiner Angelegenheit annimmt, aber er sieht derartige Geschäfte wie ein Jurist an und nicht wie ein Kaufmann. Erst Sonnabend hat Dr. Werner eine für Dich sehr wertvolle Transaktion zu genehmigen abgelehnt, die Dir eine Rente von zweihundertfünfzig Mark monatlich sichern sollte. Ich mache Dir keine Vorwürfe, daß Du Herrn Dr. Werner als Rechtsanwalt genommen hast; aber für die Folgen, die sich daraus ergeben, mußt Du allein aufkommen.

„Einfach glänzend! Ein Meisterwerk!“ sagte Dr. Werner für sich, als er den Brief gelesen hatte, aber doch so laut, daß Frau Binker die Worte hörte.

„Doktor, ich flehe Sie an, was soll das heißen?“ rief sie angstvoll aus.

„Verzeihen Sie diesen Ausruf, der Ihnen töricht erscheinen muß. Der Brief ist aber wirklich ein Meisterwerk, allerdings ein Meisterwerk der Heuchelei und Verschlagenheit. Er spiegelt ganz diesen durchtriebenen Vurschen wider. Er will Sie und mich ins Unrecht setzen und so eine Erklärung für seine demnächstigen Nichtzahlungen schaffen.“

„Ach, Herr Doktor, das ist ja so gleichgültig. Aber die Sache mit Georg? Kann er mir den Jungen nehmen?“ Bei diesen Worten schlug Frau Binker die Hände vor das Gesicht und schlichzte hoffnungslos.

Dr. Werner wartete einige Augenblicke, um der Frau Zeit zu lassen, sich zu beruhigen, dann sagte er: „Wollen Sie mir einmal aufmerksam zuhören?“ Sie nickte nur mit dem Kopfe und meinte jetzt still in sich hinein.

„Ihr Mann hat an sich nach dem Gesetz das Recht, den Jungen zu sich zu nehmen, da etwas Gegenteiliges im Scheidungsprozeß nicht ausgesprochen ist.“

„Nie gebe ich Georg her.“

„Aber ich bin überzeugt, daß er ernstlich gar nicht daran denkt, nur damit droht.“

„Aber wozu denn, wozu?“

„Um Sie für seine Finanztransaktion gefügig zu machen. Das ist der ganze Zweck dieses Briefes.“

„Ich will ja gerne alles hergeben, auf alles verzichten, nur nicht auf den Jungen.“

„Und wovon wollen Sie leben?“

Frau Binker zuckte ratlos mit den Schultern und schwieg.

(Fortf. folgt.)

Die Buchgewerbeausstellung in Leipzig.

II. Der Buchhandel.

Um 1567 verzeichnete der deutsche Buchhandel zirka 400 Bände an jährlichen Neuerscheinungen. Eine gewaltige Veränderung ist seitdem erfolgt: Die Entwicklung von der Produktion für den Bedarf zur Produktion für den Handel — zur großkapitalistischen Produktionsweise. Die Signatur dafür ist schon die gewaltige Zahl der Neuerscheinungen, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fast progressiv stieg, von 10 000 (1870) auf 15 000 (1880) und dann von 25 000 (1900) auf rund 35 000 Bände (1913). Man sieht, die Zahlen der Neuerscheinungen wuchsen riesenhaft, nicht aber im gleichen Maße ist der Konsum von Büchern, wie die fortdauernden Restausgabenangebote beweisen. Das in den Verlagskonzernen investierte Großkapital verlangte deshalb stürmisch nach Vebelung der Kaufkraft sowohl im Inlande wie im Auslande. — Die Methode jener alten „Buchführer“ des 16. Jahrhunderts wurde also ins Moderne überetzt. Die Negation der Negation wuchs heraus: Vom primitiven Maßbuchhandel über den stationären Buchhandel zur Bugra. Aus dem Jahrmarktstand an der Kirchentür des „Bibliopola libros venales deportans“ (reisenden Buchhändlers) wurde die „Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914“ am Fuße des ruffo-borussischen Steinhäufens alias Böllerschlichtdenkmals.

Diese Feststellung schließt natürlich nicht aus, daß im Schattensbereich des aus jenen Wurzeln gewachsenen Stammes Kunst und Kunstgewerbe, populäre und exakte Wissenschaft eine Stätte gefunden haben, daß in der Darstellung organisatorischer Dinge und Vorführung sachtechnischer Art Gutes geleistet worden ist. Es nimmt

dies auch bei einem Gewerbe nicht wunder, das straff zentralistisch im „Börsenverein für den Deutschen Buchhandel“ sich eine einzig im Erwerbsleben dastehende Interessenvertretung geschaffen hat. Sein günstig im Herzen Deutschlands gelegener Vorort läßt bequem alle die Quellen der Bücherflut aus den verschiedenen Verlagsstätten in ein großes Sammelbecken strömen, von dem aus sie in Kanälen, nach Wunsch verteilt über ganz Deutschland, das inner- und außer-europäische Ausland geleitet werden.

Ein aus der Praxis herausgewachsenes System hat hier (und außerdem in Berlin und Stuttgart) Kommissionäre (Vermittler) für den Verkehr zwischen Verlag und Sortiment (Fabrikant und Händler) stationiert. Nach Erledigung des Verlagsgeschäftes — das fertige Manuskript kommt vom Autor zum Verleger, dieser läßt es setzen, drucken, binden, versandfertig machen — fenbet der Verleger auf eingegangene Bestellung von den Sortimentern gewöhnlich nicht direkt an diesen ab, sondern an seinen Kommissionär in Leipzig die gesammelten Bestellungen einer Reihe von Sortimentern. Diese Sortimentere haben wieder Kommissionäre am Leipziger Platz, an die die Bestellungen von den Kommissionären der Verleger verteilt werden, und die so gesammelten Bestellungen aus ganz Deutschland werden für die Sortimentere einzeln in Ballen verpackt und an bestimmten Tagen in besonderen Bahntansporten (Bücherwagen) zum Versandt gebracht. (Ueber 2½ Millionen Kilogramm Bücher wurden so 1913 außer direkten Sendungen und Postsendungen von Leipzig aus abgefertigt.)

Auf diese Weise ist für billige, regelmäßige Expedition gesorgt. So kann ein im Voraus für das einzelne Buch bestimmter Preis im Verkehr mit dem Konsumenten innegehalten werden. Ein fünfmal erscheinendes Fachorgan zeigt neben fachgewerblichem Text (das seit 1835 erscheinende Börsenblatt für den deutschen Buchhandel) Neuerscheinungen an und eine seit 1797 fortgeführte Bibliographie (im Verlag von Hinrichs, Leipzig) ermöglicht die Feststellung und den Bezug jedes Buches, sobald der Titel respektive Autor und Titel bekannt sind. (Im Falle ein Buch beim Verleger vergriffen, tritt dann das Antiquariat in seine Rechte.) Einen Einblick in diese großzügige Organisation vermittelt die Bugra. In übersichtlich gehaltenen Statistiken wird eine Menge zahlenmäßiges Material gebracht, in den verschiedensten Variationen behandelt, als Tabellen, Diagramme und allerlei graphische Darstellungen. In solchen Vorfürungen hat die Kollektivausstellung der Gruppe des Leipziger Buchhandels bestes geleistet und daneben in einer 10 Pfennig-Broschüre „Leipzig, der Mittelpunkt des Buchhandels“ festgelegt. (Der Raum liegt inmitten der großen Halle (Plan Nr. 3) im Zentrum der Ausstellung am Schnittpunkt der Straße der Nationen und der Straße vom 18. Oktober hinter dem japanischen Holzschmitt-Pavillon.)

Ergänzend zu dieser allgemeinen Uebersicht hat der „Börsenverein“ in einem besonderen Gebäude (Plan Nr. 45) Material über das Wachstum seiner Mitgliederenschaft (1914 3613) und deren Verteilung über Deutschland gebracht. Hier ist auch die historische Seite des Buchhandels im reichen Maße berückichtigt. Eine ganze Wand füllen die Wände des amtlichen Organs für den Buchhandel. Das Archiv des Börsenvereins hat aus seinen reichen Schätzen viel des Interessanten zu zeigen. Das Siegel Gutenbergs nebst den Beweisstücken für die Priorität seiner Erfindung prangt unter Glas. Alte Stiche führen die Tätigkeit des Buchhändlers in verschiedenen Jahrhunderten vor. Gedenkblätter an die Märtyrer des Standes, an den im Jahre 1806 erschossenen Buchhändler Palm und an Robert Blum werden gezeigt; Dokumente des niederträchtigen Zensurumzugs in der Zeit des Vormärz nebst dem Erstdruck von Ferdinand Freiligraths Vorken aus dem 1846 erschienenen Bändchen: „Ca ira!“

„Besten Tones zu seinen Leuten spricht der Herr der Druckerei
 „Morgen, wißt ihr, soll es los geh'n, und zum Schießen braucht man Blei!
 Wohl, wir haben unsre Schriften: — Morgen in die Reich'n getreten,
 Heute Munition gegossen aus metall'nen Alphabeten!“

(Eine kleine Episode knüpft sich für den Buchhandel an das Gedicht. In den Märztagen des Jahres 1848 brachte der Redakteur des „Börsenblattes“ jenes Gedicht und — wurde alsbald entlassen. Diese Episode ist allerdings nicht dokumentarisch in der Ausstellung zu finden.)

Dazu gesellen sich Originalbriefe von berühmten Verfassern an ihre Verleger. — Ein weiterer Raum führt alte, schöne Holzschritte und Stiche aus frühen Druckperioden vor, darunter Holbein- und Dürer-Originalabdrude und prächtige Initialen, an denen Fachmann und Laie Freude haben können.

Ins weite, historische Gebiet der Buchdruckerzeugnisse führt aber vor allem die große Halle der Kultur. Hier ins einzelne zu gehen, ist im Raume eines Artikels über den Buchhandel nicht möglich. Jedenfalls birgt der obere Stock der Halle eine Fülle des Wertvollen, aus allen möglichen Bibliotheken und Archiven zusammengetragen.

Das Buch nur als Objekt der Anschauung im Rahmen der großen Halle, die dem modernen deutschen Buchhandel Unterkunft gewährt, ist eigentlich ein wenig dankbares Stück. Was hinter den mehr oder minder geschmackvollen Einbänden schlum-

merkt, entzieht sich von vornherein der Beurteilung. Es ist daher auch kein Wunder, daß unter den Ausstellern wenig zu treffen sind, die das Sortiment, das Antiquariat und den Reisebuchhandel repräsentieren, sondern daß es sich in der Ausstellung darum handelt, daß meistens Verleger ihre Produktionen vorzuführen und zu historischen Darstellungen griffen, um interessieren zu können. Vielleicht ist in Erwägung des zuerst Geäußerten auch die Ursache zu finden, daß sich eine ganze Anzahl von Verlagsfirmen an der Ausstellung nicht beteiligten, daß vor allem die Verleger nicht anwesend sind, die sogenannte Kleinhandelsware, Massenprodukte, vertreiben. Durch dieses Fehlen kommt, man möchte sagen, nur eine gute Stube zustande. Alles, was im Buchhandel, nur irgendwie, gut bürgerlich gedacht, kompromittierend wirken könnte, ist sorgfältig aus der Ausstellung ferngehalten. Weder billige Wilderbücher, noch „Jugendchriften“ und Volkskalender werden gezeigt, auch die sog. Warenhausartikel haben sich verschämt zurückgehalten, und doch ist der Umsatz gerade in diesen Produkten wohl ebenso groß wie der in den ausgestellten Publikationen. Diesem Arrangement entsprechend führt die Kollektivausstellung der Berliner Korporation des Börsenvereins in erster Linie eine Gruppe Verleger vor, die „das moderne Buch“, d. h. also was vor allem seine Ausstattung betrifft, ausstellen. Außerdem werden in einem repräsentativen Pavillon Bildnisse von bekannteren Berliner Buchhändlern und äußerst interessante Folianten gezeigt, die jenen ersten Drucker Berlins zum Hersteller haben, der, weit bekannter noch als Astronom und Alchimist, unter dem Namen Thurneisser zum Thurn 1570—1584 die Mark Brandenburg zum Wirkungskreis wählte.

Erstwerke von Taschenbüchern und Kalendern kommen noch zu diesen wertvollen Schauobjekten.

Gleich an die Berliner Halle grenzen die Leipziger Stände. Hier kommen die wenigen vornehmlichen Verleger noch einigermaßen zur Wirkung. Philipp Reclam jr. hat seine 20-Pf.-Bibliothek anschaulich genug gruppiert, Teubner um seine bekannten Steinzeichnungen den Buchverlag geleist. Auf Alfred Kröners Verlag lenkt die mächtige Riesische-Büste das Auge und erinnert an die philosophische Volksbibliothek, an Feuerbach, Strauß und andere. Nicht zum wenigsten aber bietet Brodhaus Anschauungsmaterial. Die Geschichte seines Konversationslexikons allein führt uns ein volles Jahrhundert rückwärts, dazu erinnert das „System der erworbenen Rechte“ an die zeitweise Verbindung mit Ferdinand Lassalle.

Bei den Münchnern kommt wieder die Moderne zum breiteren Ausdruck. Ausstattung mit Inhalt zum harmonischen Ganzen zu vereinigen, ist das Bestreben jener hier paradierehenden Verleger, deren „numerierte Vorzugsausgaben“ nicht immer nur der „Heberkultur“ des Snobismus zugeordnet sind. Im Illustrativen haben hier außerdem eine Reihe Verleger manch' vorzügliche Probe geboten.

Stuttgart bringt wiederum mit einer Reihe älterer vornehmer Firmen neben dem Buchverlage auch einiges aus dem Zeitschriftenwesen zur Schau, was uns mit der historischen Seite der in neuester Zeit immer höher schwellenden Flut periodischer Preßzeugnisse bekannt macht. Am besten zeigt eine Nebeneinanderstellung der Bücherproduktion ihre Bedeutung als Verlagsorte.

Es wurden herausgegeben im Jahre 1908 von 28 403 Werken in Berlin: 5622, in Leipzig: 5233, in Wien: 1975, in Stuttgart: 1483, in München: 1140 Werke.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auch der Parteibuchhandel in der Ausstellung vertreten ist. In der Halle der politischen Presse (Plan Nr. 23) ist er folgerichtig neben die Parteiblätter placiert worden, hat er doch in den parteigenössischen Zeitungsdruckereien und -expeditionen seine Herstellungs- und Vertriebsanfänge, in ihren Redakteuren und Mitarbeitern seine Autoren. Die Propaganda für die Befreiung des Proletariats und das Bedürfnis der Fortbildung der Genossen ließ ihn auch andere Wege betreten, als die der allgemeine Buchhandel benutzte. Diese geschichtliche Entwicklung konnte allerdings hier nicht zum Ausdruck gebracht werden, wenn auch eine Reihe älterer Publikationen in dem schönen Raum unserer Separatausstellung Platz gefunden hat. Es muß auch hier als ausichtsloses Beginnen der Versuch unterlassen werden, ihm in wenigen Zeilen eine entsprechende Würdigung angedeihen zu lassen, übrigens versucht dies eine gratis zur Verteilung kommende Broschüre: „Sozialistische Literatur auf der Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig 1914.“
e. d.

Im Tunnel.

Von Friß Müller.

Nun war er doch gebaut, der Tunnel. Nun reichten sich in ihrem Innern doch zwei Völker ihre Hand. Eine Nordhand, eine Südhand, die sich drücken: einig. Doch dieses Einig war nicht alles, was der Händedruck besaß. Das Einig war die Gegenwart. Aber auch die Zukunft lag in diesem Druck: der Tunnel ward zur Ader, verband zwei Herzen, ließ im gleichen Takt sie schlagen — Einigkeit macht stark. Das war die Zukunft in dem Händedruck. Und noch ein drittes lag darin, das Vergangene. Das war das Stärkste.

Was alles war vergangen? Vergangen war ein Haber zwischen Nord und Süd. Aber das war es nicht. Vergangen war ein jahrelanges Mühen um die Vorarbeiten zu dem Tunnel, vergangen war eine ungeheure rastlose Arbeit von Schaufeln, Haden, Messinginstrumenten, vergangen war ein riesenhaftes Unglück — Ja, dieses letzte Unglück war es; das lag nicht zuletzt im Händedruck der beiden Völker in der Tunnelmitte.

Das ist natürlich alles Unsinn. Wie kann in einem Händedruck ein Wassereinbruch liegen, bei dem Geröll und Schlamm donnernd in die kühne Ader stürzten? Ein Händedruck, das ist ein Händedruck, und nicht der Todeschrei von einem Viertelhundert Männer an der Bohrmaschine, fünf Kilometer weit vom nächsten Tageslicht. Und in einem Händedruck liegt auch kein Massengrab im Tunnel, den man zugemauert hatte, um nicht weit daneben in einer neuen Richtung vorzuschürfen. . . .

So etwa sprach der Sekretär der Bahngesellschaft, als er den Vergleich vom Händedruck zweier Völker in der Tunnelmitte aus einer Zeitung las. „Zeitungschreiber, Dichter und Konferten“, sagte er verächtlich, „ein Tunnelbau ist kein Roman, sondern eine — eine —“

Und dann war es, daß er das Substantiv nicht finden konnte. Erst eine Viertelstunde später fiel es ihm ein: „Eine Geldsache“, murmelte er, als er die Einladungen für das Fest zur Tunnelöffnung diktierte.

„Wie?“ sagte das Schreibmaschinenfräulein, „wie, wer soll noch eingeladen werden . . .?“

„Niemand sonst“, brummte der Sekretär und ging mit der Einladungsliste zum Direktor.

Der sprach gerade mit dem Oberingenieur, unterbrach sich aber: „Lassen Sie also hören, Herr Sekretär“, sagte er, „wer steht alles auf der Liste?“

Ein Strom von Namen ergoß sich durch das Gemach: Präsidenten, Geheimräte, Kommerzienräte, Minister, Generaldirektoren, Konsuln, Deputierte, Stadtverordnete, Professoren . . . Es hörte nicht mehr auf. Wie ein zweiter Tunnelbruch war es. Der Oberingenieur dachte „Zumauern!“, aber sagen tat er nichts, sondern schaute den Direktor an.

„Ja“, sagte dieser nachdenklich, „ich glaube, Sie haben keinen vergessen. Oder wissen Sie vielleicht, Herr Oberingenieur, wer noch —?“

„Nein“, sagte dieser zögernd, „alle Mitarbeiter sind vertreten bis auf — bis auf einen.“

„Und der wäre?“

„Bis auf den Arbeiter.“

„Welcher Arbeiter?“

„Der Arbeiter.“

Der Ingenieur sagte es langsam, fast feierlich. Und einen Augenblick lang erstand dem Direktor ein inneres Bild: Arbeiter, welche haften — Arbeiter, welche schaufelten — Arbeiter, welche bohrten — und dann flossen alle diese Arbeiter zu einer einzigen riesigen Gestalt zusammen, zu dem Arbeiter. Der stand gebückt im Bergesinnern und trieb und wuchtete die Völkerader durchs Gebirge — unermüdet — jahrelang . . .

„Ich verstehe“, sagte der Direktor, „Sie denken sozial — das ist recht — auch ich — auch ich —“

„Wir können doch unmöglich die dreiundzwanzigttausend Arbeiter einladen, die an unserem Tunnel beschäftigt waren“, fiel hier der Sekretär ein.

„Das ist wahr“, sagte der Direktor, „aber vielleicht könnte man eine Abordnung von ihnen —“

„Ja“, dachte, die Arbeiter werden durch die Herren Ingenieure vertreten“, sagte der Sekretär mit einem raschen Blick auf den Oberingenieur.

„Das ist nicht dasselbe“, sagte dieser, „wir Ingenieure sind nicht die Hade und die Schaufel, nur ihre Richtung sind wir. Wir können nur uns selbst vertreten, nicht die Schaufeln und die —“

„Die Schaufeln und die Haden würden sich höchst unbehaglich an dem Festmahl fühlen“, sagte der Sekretär.

„Ja“, ergänzte der Direktor, „ich verstehe, sie wollen lieber unter sich sein, diese Leute.“ Und er konnte sich nicht helfen, er mußte plötzlich an das Viertelhundert Männer denken, die vom schimmernden Gebirge überfallen worden waren, die in dem alten Tunnel eingemauert lagen, hübsch „unter sich“ . . .

„Und sie haben alle ihren reichlichen Lohn schon bekommen“, sagte der Sekretär.

„Wir auch“, brummte leise der Ingenieur.

„Wie?“ sagte der Direktor.

„Ja“, meinte, sie seien allerdings fast alle fortgezogen, so daß es in der Tat schwierig wäre . . .“

Und dann war das Festmahl. Es war ein ungewöhnliches Festmahl. Nicht des Zweckes wegen. Denn es ist ja schon so mancher Tunnel eingeweiht worden. Auch nicht wegen der Verbrüderung zweier Völker, die der neue Schienenstrang verknüpfte. Es haben sich schon mindestens ebenso viele Völker verbrüdered, als sich Völker verraten haben. Nein, nicht der Zweck war das Besondere, und auch nicht die Volksverbrüderung — von den üblichen Reden, die dort gehalten werden würden, nicht zu reden — nein, das Besondere war der Ort.

Dem das Festmahl fand nicht in der Hauptstadt im Savoy-Hotel statt. Auch nicht im Gebirgsdorf im Hotel zum Schwarzen Bären, sondern —

„Gleich an Ort und Stelle,“ sagte der Oberingenieur.

„Also im Verwaltungsgebäude?“ fragten ihn die Leute.
 Aber der Ingenieur lächelte nur. Und dann hatte er es doch durchgesetzt bei der Direktion. Trotz des Spottes des Sekretärs.
 „So was Verrücktes,“ sagte dieser, „ein Festmahl im Tunnel; hat man so etwas erlebt?“

„Eben darum,“ sagte der Direktor.

„Und es wird keinen guten Eindruck machen.“

„Unser Unternehmen will überhaupt keinen Eindruck durch ein Festmahl machen, sondern durch die Züge, die durch unsern Tunnel laufen, Herr Sekretär . . .“

Und dann liefen die ersten Züge durch. Einer von jeder Seite. Darinnen sahen die Geladenen. Das waren die mächtigen Leute von der Hochfinanz, deren Geld den großen Bohrer durch den Berg getrieben hatte. Das waren die Staatsbeamten, deren Gutachten die Tunnelwände tapezierten. Das waren die Besitzer großer Eisenwerke, deren Schienenstränge unter dem Gebirge liefen. Das waren die Gemeindevorstände, deren Dörfer rings um den Tunnel lagen. Das waren die Erbauer der elektrischen Wagen, die jetzt die festliche Menschenfracht von beiden Seiten an den Tunnel trugen.

Und wie nun die beiden Züge nördlich und südlich an den Gebirgsrampen hinaufkletterten, da sahen fröhliche Menschen heraus in die Pracht der Berge. Die Ingenieure dachten an das gute Werk, die Staatsbeamten an die guten politischen Folgen und die Finanzleute an gute Ueberschüsse. So war alles gut und guter Dinge, was da in den beiden Zügen saß.

Und das waren nicht nur Menschen, die mit den Zügen fuhren. Da fuhr das gute Glück mit und lief die Trittbretter entlang und spiegelte sich fröhlich an den Scheiben. Da saß die Arbeitsamkeit rittlings auf der Lokomotive und sang ein Arbeitslied. Da stieg ein wolkenstrahliges Gebilde aus dem Schornstein der Lokomotive und flatterte vor ihr her, lockend, nekend, überredend: Der Mut, der Mut, der nie gebrochene Mut.

Für beide Züge aber tat sich zu der gleichen Zeit dasselbe dunkle Tor auf: der Tunnel. Als hätte der Berg ein Doppelmaul, durch das er alles, was auf Schienen rollte, jaugend einzog und verschlang. Aber die Verschlingungen hatten nichts dagegen. Ihre weißen Tücher winkten froh noch einmal ins Freie, dann prasselte der Widerhall der dunklen Wände auf sie ein.

Tief fuhren sie dem Berg ins dunkle Herz. Sein Schweigen schlug mit schwarzen Flügelschlägen an die Fenster. Aber drinnen strömte Licht aus hundert Birnen. Und das Licht drinnen führte mit dem dunklen Schweigen draußen einen lautlosen Kampf zwischen Fenster und Tunnelwand. Schattenregimenter zogen an den Wänden auf und kämpften wütend gegen Lichtgeschosse.

In dem einen Zuge aber saß ein Mensch, der war ein Dichter. Wie dieser unter die Geladenen kam, ist nie ermittelt worden. Es heißt, er sei mit einem Aktionär verwechselt worden. Wie dem auch sei, der Dichter saß darin und schloß die Augen, als es rings um ihn schnatterte von der Unterhaltung der Geladenen. Da hatte er ein sonderbares Gesicht:

So schnell der Zug auch fuhr — gerade so schnell lief der Berg und alles, was darauf war, den Gang hinauf. So kam es, daß der Dichter alles sehen konnte, was auf dem Berge sich begab und lebte. Denn geschlossene Dichteraugen, wenn sie aufwärts blicken, haben das Vermögen, durch das Innere eines Berges wie durch Glas zu schauen. Da sah er Hirten ihre Tiere aufwärts treiben, verfolgte breite Wähe, wie sie, dünner werdend, haarscharf auf die Quelle an der Spitze zielten. Da hörte er das Laub in breiten Wäldergürteln rauschen, sah er Tannenheere aufwärts stürmen bis zu einer dünnen Vorhut, die ihre grünen Speere in das graue Berggeröll stieß. Da sah er weite Matten grünen und die zitternden Gräserspitzen fragend zueinander neigen: „Was für ein fremdes Rollen leiten die Adern des Gebirges bis an unsere Wurzeln?“ Da sah er Tiere mit den Ohren an der Erde: „Was brummt der Berg? Wer hat ihn was zuleide getan?“ Da sah er Gletscherzungen lecken, sah er wilde Schründe kaffen, hörte er das Flügelrauschen ferner Vögel, sah er die Mittagssonne Flammenfränge um den Gipfel flechten —

Und als er so weit war im Schauen mit geschlossenen Augen, da geschah es, daß der Zug mit einem langen Pfiffe in der Bergesmitte anhält. Der Pfiff verebbte. Nein, jetzt kam ein nahes Echo. Echo? Nein, das war kein Echo, das war der Zug der Gegenseite, der auch in diesem Augenblick in der Bergesmitte einlief.

Weit ausgebuchtet war hier der Tunnel. Mächtige Bogenlampen hingen sonnenhaft von dem Gewölbe. Das war Tag, das war der helle Tag im Herzen des Berges. (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Hygienisches.

Zu das Schlafen bei offenem Fenster gesund? Der „Naturarzt“ erinnert in der Jubiläum zur Veranstaltung dieser Frage an den Bericht der Walderholungsstätte in Panlow bei

Berlin. Zweck der Walderholungsstätte ist, gesundheitlich gefährdeten Menschen, die des Tags über der Berufsarbeit nachgehen, für die Nacht in den offenen, im Wald gelegenen Liegehallen eine Schlafstätte zu gewähren. Die Schläfer liegen also völlig in der freien Luft. Die Krankenkassen und die Landesversicherungsanstalt haben sich bereit erklärt, ihren Mitgliedern die Mittel zu einer solchen Nachtlur zu gewähren, da sich gezeigt hat, daß bei rechtzeitigem Einleitung solcher Kur die Arbeitsunfähigkeit verhindert wird. Tuberkulöse Frauen, die in elendem Zustande die Nachtlur begannen, haben in wenigen Monaten überraschende Kuren erzielt. Erfolge, die erreicht wurden nur durch den Genuß frischer Nachtluft, ohne daß sie ihre Arbeit aussetzen brauchten. Asthmatischer konnten besser atmen, Bleichsüchtige bekamen Farbe, Neröse fanden die ersehnte Nachtruhe. Dabei handelt es sich meist um schwächliche Frauen. Die Pflegerinnen schlafen in warmen Schlafschadungematten. Nun ist ganz gewiß ein großer Teil der günstigen Wirkung der kräftigenden Nachtlur zuzuschreiben. Zweifellos beweisen aber diese Erfolge auch, daß überhaupt die viel reinere Nachtluft der Gesundheit äußerst zuträglich ist. Wer also nicht so glücklich ist, ganz im Freien schlafen zu können, der halte wenigstens des Nachts die Fenster etwas offen, und zwar auch im strengsten Winter. Daß man sich dabei vor direktem Zug bewahren muß, ist selbstverständlich. Ebenso muß man dafür sorgen, daß der Schläfer trotz des offenen Fensters behaglich warm liegt.

Aus dem Pflanzenreich.

Blumen-Jubiläen. Zwei Sommerblumen feiern jetzt ihr Jubiläum, eine wildwachsende, die Nachtkerze, und eine Gartenpflanze, die Fuchsie. Gerade 300 Jahre ist es her, daß die Nachtkerze (nach Reinhardt 1614 von Padua aus) in Europa eingeschleppt wurde. Ihre Heimat ist in den östlichen Staaten der Union zu suchen, aus denen der wachsende Verkehr sie nach Europa brachte. Längs der Flußufer, und in neuerer Zeit besonders entlang den Eisenbahndämmen, hat sie sich ausgebreitet, und heute ist sie fast allgegenwärtig: auf Sandboden, auf unbebautem Land, auch in vernachlässigten Gartenwinkeln ist sie zu finden. Es ist eine stattliche Staude, die über einen Meter hoch wird: bei Tage ist ihr Anblick gewöhnlich nicht sehr erfreulich, denn man sieht ein strunkartiges Gewächs mit widen Stengeln und vielen Blättern, aber selten offene Blüten. Nur vor die Pflanze gegen Abend zu sehen bekommt, merkt, daß es eine schöne, prächtige Blütenpflanze ist. Gegen Abend nämlich öffnen sich die Knospen. Dieser Vorgang erfolgt so schnell, daß man ihn mit den Augen verfolgen kann: die aufrechtstehenden Knospen erschließen sich, gewöhnlich alle gleichzeitig, beinahe rudartig, nach etwa einer Minute sind die Blüten in die wagerechte Lage übergegangen, die Blumenkronblätter sind zurückgeschlagen und die schwefelgelbe Inkrustationspflanze entfaltet ihre lieblichen Düste, mit denen sie Nachtfalter anlockt. Wer zu ungeduldig ist, das Sichöffnen der Blüten abzuwarten, kann es selbst herbeiführen, ohne der Pflanze zu schaden: man braucht nur die geschlossenen Kelchzipfel, die die Blumenkrone zusammenhalten, an der Spitze zu lösen, so reißt und streckt sich die Blume kräftig. Der Insektenbesuch, auf den die Nachtkerze eigentlich rechnet, bleibt häufig aus; kommen keine Gäste, — die amerikanischen Insekten, die an sie angepaßt sind, fehlen natürlich in Europa — so schreitet sie zur Selbstbestäubung, die auch zur Bildung feimfähiger Samenkörner führt.

Der andere Jubilar der Blumentwelt, die Fuchsie, findet sich seit 150 Jahren in Europa; sie wurde (nach Strany) im Jahre 1764 zu uns gebracht, und zwar nicht eingeschleppt, sondern eingeführt. Der Botaniker Plumier, der im Dienste Ludwigs XV. Südamerika bereiste, hauptsächlich, um Forschungen über den Fieberreindenbaum anzustellen, entdeckte sie in den Wäldern Perus und brachte sie nach Frankreich. In der Heimat ist die Fuchsie eine häufige Pflanze, deren zahlreiche Arten als Unterholz in den Wäldern, als kletternde Schlingpflanzen und als Bergpflanzen auf den höchsten Gipfeln zu finden sind; in manchen Ländern, in Chile, in Mexiko und in Guatemala hat man neue Fuchsienarten gefunden, und in Neuseeland entdeckte man ein neues, von Amerika weit entfernt liegendes Fuchsienland. Unternehmungslustige Gärtner — Franzosen und Engländer zuerst — führten immer neue Arten ein und suchten durch ihre Kunst neue Abarten zu gewinnen. Eines aber wollte allen zunächst nicht gelingen: die Fuchsien blieben Sträucher, wie sie es in ihrer Heimat sind, und man hätte gern Fuchsienbäume gezüchtet. Der erste, dem dies gelang, war ein leidenschaftlicher Fuchsienzüchter, ein Väter namens de Wayne in Mecheln, der bei seinen Züchterversuchen in den 40er Jahren erstaunliche Erfolge erzielte. Von den 50er Jahren an mehrten sich die Fuchsienbäume und wurden immer größer, ja auf einer Ausstellung in Mecheln wurde eine hochstämmige Fuchsie von nahezu acht Metern Höhe gezeigt! In Deutschland züchtete man Fuchsien seit den vierziger Jahren, und auch hier hat die Zucht, besonders die der hochstämmigen Fuchsien schöne Erfolge gehabt. . . . Eine besondere Verwandtschaft hat es mit gewissen neuseeländischen Fuchsien: nach Neuseeland brachte nämlich ein englischer Gärtner eine Zuchtform der Fuchsie, die Fuchsia globosa und aus dieser Pflanze ist eine Obstpflanze geworden: aus den Blüten dieser Fuchsie werden nämlich in Neuseeland, dessen Klima ihr sehr zuzusagen scheint, schöne rote Früchte von hohem Wohlgeschmack, die als „Fuchsienfrüchte“ verkauft und verzehrt werden.